

Leben & Lassen

LIEBESFRAGEN

MALTE WELDING ANTWORTET



BLZ/ANDREAS LARIES

Habe ich ihn zu plötzlich verlassen?

Ich war zwei Jahre lang mit einem Mann zusammen, mit dem es immer auch schmerzhaft und schwierig war. Vor einem halben Jahr habe ich ihn für einen anderen Mann verlassen. Das Ende kam für ihn sehr abrupt und hat ihm seiner Ansicht nach keine Möglichkeit für Abschied, Erklärungen und „Kampf“ gelassen, was er mir nun vorwirft. Zu Recht? Corinna, 27

Der Familienberater Herbert Pagels hat für seine Doktorarbeit gleichen Titels „Verlassene Väter“ erforscht. Dort kam er zu dem Ergebnis, dass die Männer in 72 Prozent der Fälle von der Trennung überrascht wurden. „Für 77 Prozent der verlassenen Männer war der Augenblick, in welchem sie von der bestehenden Trennungsabsicht ihrer Frau erfuhren, mit einem emotionalen Schock verbunden“, so Pagels. Ein Viertel der Männer hatte das Gefühl, ihre Partnerin teile in kühler, emotionsloser Weise ihre Trennungsabsicht mit. 17 Prozent erleben sie in diesem Augenblick als „sicher, stark und teilweise übermächtig“.

Was ist da passiert? Sie sagen es selbst: Ihre Beziehung war „immer auch schmerzhaft und schwierig“. Auch Pagels verlassene Väter berichten in der Regel von anhaltenden, teilweise gewalttätigen Auseinandersetzungen, wobei die Gewalt häufig auch von der Frau ausging. Sie werden Ihrem Exfreund vermutlich gesagt haben, was schwierig für Sie ist. Sie werden vielleicht sogar gesagt haben: „Ändere das oder ich bin weg“ oder „So kann ich nicht mehr leben“. Aber Ihr Partner hat – und vielleicht ist das eines der häufigsten Probleme zwischen Liebenden – einen Streit in einer Partnerschaft als etwas gesehen, das man gewinnen kann. Oder wenigstens ausstehen, übergehen, hinter sich lassen. In Wahrheit kann man nur das Problem gemeinsam lösen oder – wenn es gravierend ist – sich trennen. Ihr Ex-Freund hat zwei Jahre gekämpft, leider vermutlich einen großen Teil der Zeit gegen Sie.

Liebe sollte nicht als etwas missverstanden werden, das einem alle Handlungsoptionen nimmt. Ich liebe, also muss ich bleiben. Das ist dann keine Liebe mehr, sondern Stockholm-Syndrom. Ein einmal gegebenes Versprechen kann nicht bedeuten, dass man von nun an ein schmerzhaftes und schwieriges Leben führen muss. Man schuldet dem Partner nicht, unter allen Umständen zusammenzubleiben, man schuldet ihm, dass es zu diesen unerträglichen Umständen nicht kommt.

Unter Karma-Gesichtspunkten ist es aber geboten, diesen Eindruck des Übermächtigen, Emotionslosen geradzurück zu geben. Es ist nie zu spät, Verständnis zu erzeugen.

Die Liebe stellt Sie vor schwierige Fragen? Malte Welding gibt Ihnen eine Antwort. Schreiben Sie an: liebe@berliner-zeitung.de

Sie hält das Telefon millimeterdicht vor ihr linkes Auge, blinzelt leicht und bewegt das Display immer wieder hin und her. Trotzdem hat sie Schwierigkeiten, die Nachricht ihrer Schwester zu lesen. Tanja Lammerding ist hochgradig sehbehindert. Als sie 13 Monate alt war, wurde ihr Sehnerv durch eine Virusinfektion abgedrückt. Zurück blieb nur auf dem linken Auge ein winziger Gesichtsfeldausschnitt. „Damit bin ich weder Fisch noch Fleisch“, sagt sie. Sie sehe zu viel, um als blind zu gelten, aber zu wenig, um als einfach sehbehindert durchzugehen. Ihr Kopf ist fast immer ein wenig nach oben und zur Seite geneigt, der Blick offen und wachsam. Sie trägt ihre blonden Haare kurz, wirkt burschikos und viel jünger als ihre 34 Jahre.

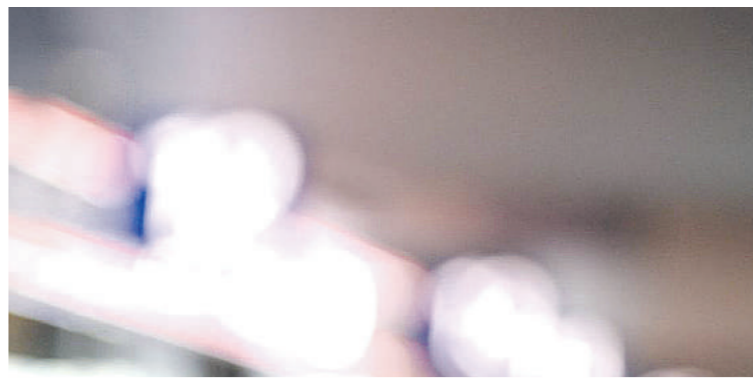
Zurzeit testet sie verschiedene Smartphones, vor allen wegen einer gut funktionierenden Sprachausgabe. Keine einfache Entscheidung. Dafür aber eine, die noch vor ein paar Jahren undenkbar war. Schließlich hat sich in Sachen Displaygröße und -qualität, Sprachausgabe und intuitives Bedienen einiges getan.

Tanja Lammerding gehört zu einer Generation von Sehbehinderten, die einerseits auf immer bessere Kommunikationsmittel zurückgreifen kann, für die andererseits aber mangelnde Barrierefreiheit zunehmend zum Problem wird. Dabei geht es vor allem um entsprechende Informationstechnik am Arbeitsplatz, aber auch um andere Technologien: Bank- und Ticketautomaten, Chipkartensysteme, Haushalts- und sonstige Geräte mit Display und GPS.

„Sicherlich ist das Internet die derzeit interessanteste Informationsquelle und eines der wichtigsten Kommunikationsmittel für behinderte Menschen. Es ermöglicht Blinden wie Sehenden, eigenständig und ohne fremde Hilfe zu recherchieren, einzukaufen, Reisen zu buchen, online Bankgeschäfte zu erledigen“, sagt sie. Und ergänzt: „Natürlich nur, wenn die Internetseiten barrierefrei programmiert sind.“ Erst kürzlich hat sie ihre Bank gewechselt, nachdem diese erst die Pflege des barrierefreien Systems eingestellt und im Zuge der SEPA-Umstellung das System ganz abgeschafft hat. Dabei sind die wichtigsten Anforderungen überschaubar: mit der Tastatur bedienbare Seiten, regulierbare Anzeigooptionen wie Texte, Farben und Kontraste, Überschriften zum Navigieren, mit der Sprachausgabe gut anzusteuern Formulare. Daneben sollte eine gute visuelle Struktur, die auf Bilder und technische Spielereien verzichtet, Screenreader unterstützen, sogenannte Vorlese-Anwendungen. „Offensichtlich ist das für ein rückwärtsgerichtetes Unternehmen, das bis vor Kurzem noch mit seinem barrierefreien System geworben hat“, resümiert Tanja Lammerding ihren Wechsel von der Sparda zur GLS-Bank.

Lammerding, 1980 in Münster geboren, ist Fachjournalistin, sie hat in Bremen und in Schweden studiert. Heute lebt sie in Berlin-Wedding und arbeitet in Potsdam, im Referat für Strategische Pressearbeit der Staatskanzlei des Landes Brandenburg. Sie verfasst Grußworte und Glückwunschschriften für den Ministerpräsidenten und beantwortet Bürgeranfragen. Für ein paar Stunden die Woche hat sie eine Assistenz beantragt. „Viele Ältere schreiben Briefe noch mit der Hand“, erklärt sie, „aber auch für handschriftliche Kommentare auf meinen Texten oder die Papierablage.“ Eine praktische Angelegenheit, wenn die bürokratischen Hürden nicht so hoch wären. Und ein Grund mehr, warum Blinde und Sehbehinderte auf digitale Möglichkeiten setzen – es macht sie unabhängiger von fremder Hilfe. Dabei verlangt die Beherrschung der Hilfsmittel und Software durchaus besondere Fertigkeiten von den Nutzern. Ihre Sprachausgabe stellt Lammerding mittlerweile auf eine so hohe Abspielgeschwindigkeit, dass einzelne Wörter für Sehende überhaupt nicht mehr verständlich sind.

Keine Frage: Tanja Lammerding spricht ihre Behinderung lieber selbst an, als dass Missverständnisse aufkommen. Das hat sie



BERLINER ZEITUNG/MARKUS WÄCHTER

Machen, nicht reden – bei Aussicht auf Erfolg. Das ist Tanja Lammerdings Devise.

Durch das Leben navigieren

Muss alles barrierefrei werden? Ja, sagt die hochgradig sehbehinderte Tanja Lammerding. Die digitalen Möglichkeiten machen sie zwar unabhängiger – aber die Barrikaden in den Köpfen sind längst nicht gefallen

VON GABRIELE MARIA GERLACH

sich angewöhnt, ist aber bei Bewerbungen so eine Sache. In ihren Unterlagen fehlt der Hinweis nicht. „Es ist schon auffällig, dass ich fast nur im öffentlichen Dienst zu Bewerbungsgesprächen eingeladen wurde“, sagt sie. Eine Ausnahme schildert sie so: „Bei einem Vorstellungsgespräch in einer Steuerberatungskanzlei schickte mich der Chef in ein Büro mit einer bestimmten Zimmernummer. Als ich das Büro nicht fand, machte ich nochmals auf mein

schlechtes Sehvermögen aufmerksam – und erfuhr, dass es das Zimmer nicht gibt.“

Ein Test. Wenn Lammerding davon erzählt, scheint sie geradezu in sich zu ruhen. Sogar ist Diskriminierung, und dagegen ist sie machtlos. Was nicht heißt, dass sie sich alles gefallen lässt. Als ihr ausgerechnet vom Behindertenbeauftragten eine erfolgreiche Bewerbung auf einen Arbeitsplatz mit Videobearbeitung nicht zugetraut wird – trotz Erfahrung mit der erforderlichen

Technik –, beschwert sie sich beim Intendanten der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt. Machen, nicht reden, ist ihre Devise bei Aussicht auf Erfolg.

Alle zwei bis drei Monate besucht Tanja Lammerding ihre Familie in Münster. Es macht sie sauer, sagt sie, „wenn Bahnhöfe und Züge nicht barrierefrei sind und über Baustellen nicht informiert wird. Oft müssen Rollstuhlfahrer, wie derzeit am Bahnhof Ostkreuz, eine Station weiterfahren, umsteigen und zurückfahren, damit sie auf der begehbaren Seite sind.“ Auch über den Bahnhof Friedrichstraße ärgert sich Lammerding. „Die Fahrstühle sind kaum zu finden, und nach unten zur U6 zu kommen, ist auch für Rollstuhlfahrer und Eltern mit Kinderwagen eine echte Herausforderung.“ Da stimmt es ratlos, dass Entwürfe des Berliner Allgemeinen Blinden- und Sehbehindertenvereins (ABSv) für eine taktile Beschriftung der Handläufe seit Jahren unbearbeitet bei der S-Bahn liegen.

Anders der Berliner Hauptbahnhof. Er gilt als Vorzeigebispiel für barrierefreies Bauen im Fern- und Regionalverkehr. Ein Blinden-Leit- und Orientierungssystem verbindet alle Ebenen, die Handläufe sind beschriftet, vor und in den Aufzügen gibt es Sprachansagen, und leicht zugängliche Informationsmonitore erleichtern die Orientierung. Tanja Lammerding schätzt die Umsetzung des Konzepts, vollends zufrieden ist sie allerdings nicht: „Die Gleise sind nicht in einer Reihe angeordnet, wer von unten nach oben will, muss Zickzack laufen, und das viele Glas ist alles andere als behindertenfreundlich.“ Denn viele Sehbehinderte sind extrem blendempfindlich.

Peter Woltersdorf kennt die Einwände gut. Der Architekt hat als Vertreter des ABSv die Planungen am Hauptbahnhof seit 2001 begleitet. Auch er hält das Projekt zwar für vorbildlich. „Aber wir konnten uns gegenüber der Deutschen Bahn, den Architekten und Planern nicht immer durchsetzen“, berichtet er. „Bahnsteigkanten sind nicht kontrastreich genug gestaltet, Informationen werden zum Teil von Werbung überlagert, manche Treppen sind ohne Stufenmarkierungen, oder die Markierungen sitzen nicht richtig.“ Für ihn muss sich auch der Charakter des Engagements ändern, das Thema umfassender gedacht werden, sagt er. „Barrierefrei heißt ja nicht, wie viele immer noch meinen, rollstuhlgänglich, sondern es müssen auch andere Gruppen einbezogen werden, wie seh- und höhrbehinderte, motorisch oder kognitiv eingeschränkte Menschen.“

Das sei, sagt Tanja Lammerding, auch vor dem Hintergrund einer immer älter werdenden Gesellschaft notwendig. „Planer sollten bedenken, dass sie selbst in 20 oder 30 Jahren geh-, seh- oder anderweitig behindert sein könnten.“ Viele „Normalsterbliche“ scheitern heute schon an kaum zu bedienenden Ticketautomaten. Wichtig sei auch, dass Kinder früh gefördert werden; ihre Mutter hatte es damals für sie noch vor Gericht erstreiten müssen, dass Tanja Lammerding einen Regelkindergarten besuchen konnte. „Die Barrieren in den Köpfen werden langsam abgebaut, einfach so fallen sie nicht“, sagt sie.

Ein Mal in der Woche geht Tanja Lammerding in Friedrichshain Fußball spielen, für die Mannschaft hat sie einen zwar kleineren, dafür aber neongelben Ball organisiert, damit sie die Kontraste auch in der Luft erkennt. Das Verständnis, auf das sie dort trifft, hält sie keineswegs für selbstverständlich. Außerdem hat der Verein Trägershirts finanziert, die Lammerding gut erkennt und jede Woche wäscht. Für alle. „Damit bei wechselnder Besetzung alle Shirts da sind und niemand seins vergisst“, so erklärt sie die Mühe, die sie sich macht.

Ansonsten fristet sie ein ganz normales Fan-Dasein, wie sie sagt, feuert am liebsten Werder Bremen und Union Berlin an – so oft wie möglich im Stadion. Mittlerweile gibt es in fast allen Stadien Zuschauerplätze, für die ein Moderator das Spiel und das Drumherum kommentiert. Lammerding bevorzugt allerdings die üblichen Stehplätze. „Da ist die Stimmung einfach besser, und ich bin mittendrin.“

OL

